

# Manchmal musste er ob allem weinen

**Sachbuch** Friedrich Hölderlin verbrachte die letzten 36 Jahre seines Lebens in einem Turmzimmer in Tübingen. Nun hat sich der versierte Biograf Rüdiger Safranski des eigenwilligen Dichters angenommen.

Guido Kalberer

«Ich habe lange nicht geweint. Aber es hat mich bittere Tränen gekostet, da ich mich entschloss, mein Vaterland jetzt zu verlassen, vielleicht auf immer. Denn was hab ich lieberes auf der Welt? Aber sie können mich nicht brauchen.» Am liebsten hätte Friedrich Hölderlin (1770–1843) nämlich nicht nur für die Dichtung, sondern auch von ihr gelebt.

Da ihm die Erfüllung dieses Wunsches verwehrt blieb, musste er sich als Hauslehrer, meist glücklos, bei adligen Herrschaften verdingen – in Deutschland, einmal auch in der Schweiz. Die längste Reise stand da noch bevor: Im Herbst 1801 vermittelte

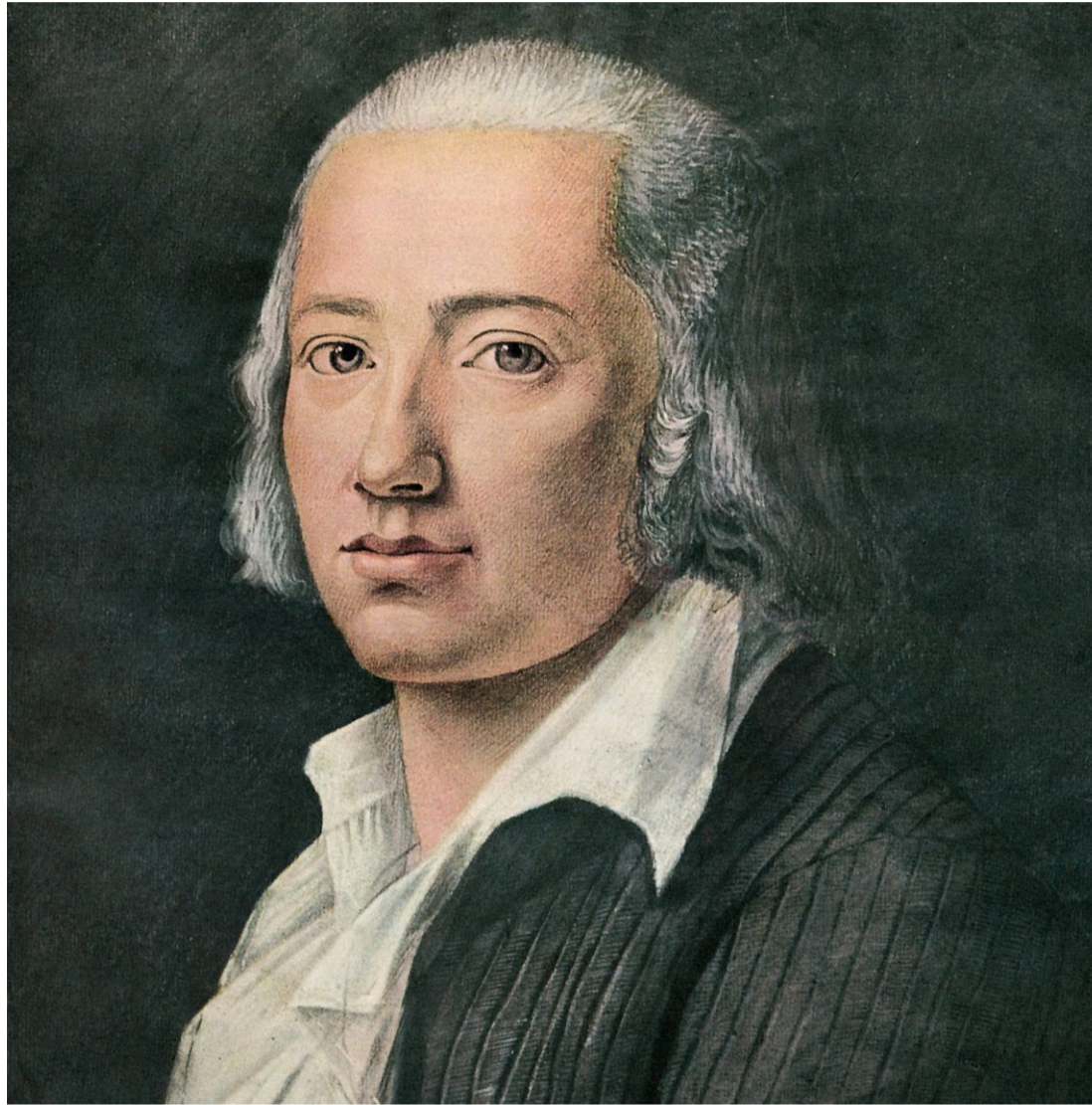
**Safranski vermutet, dass der Dichter auf dem Fussmarsch Schreckliches erlebt hat.**

ihm ein Freund eine Hofmeisterstelle in Bordeaux beim hamburgischen Konsul Daniel Christoph Meyer. Das Jahresgehalt von 500 Gulden war das höchste, das ihm bis dahin angeboten wurde.

**Entbehrensreiches Dasein**

Eindrücklich erzählt der Biograf Rüdiger Safranski von der äusserst beschwerlichen Reise vom schwäbischen Nürtingen über Lyon nach Bordeaux. Friedrich Hölderlin läuft am 10. Dezember 1801 zu Hause los und kommt am 28. Januar 1802 an. «Er nahm den verschneiten Weg über den Hochschwarzwald, an Freudenstadt vorbei. Beim Grenzübertritt in Strassburg gab es Schwierigkeiten. In Frankreich war es wieder einmal zu Unruhen gekommen.» Das nachrevolutionäre Land befand sich in Aufruhr, überall laueren Gefahren: Räuberbanden, versprengte Kämpfer, aber auch Überschwemmungen und lebensfeindliche Kälte.

«Auf den gefürchteten überschnitten Höhen der Auvergne, in



Friedrich Hölderlin beschrieb sich selbst als Mann von «wächserner Weichheit». Foto: Alamy Stock Photo

Sturm und Wildnis, in eiskalter Nacht und die geladene Pistole neben mir im rauhen Bette – da hab ich auch ein Gebet gebetet, das bis jetzt das beste war in meinem Leben und das ich nie vergessen werde.» Er fühle sich wie ein Neugeborener, der den Lebensgefahren entronnen sei, schreibt Hölderlin seiner Mutter, als er in Bordeaux angekommen ist. Safranski vermutet, dass der überempfindliche Dichter auf dem wochenlangen Fussmarsch Schreckliches erlebt hat, über das er wohl nur in Andeutungen zu sprechen vermochte.

Dass diese Erlebnisse alles andere als zur Stabilisierung seines labilen Zustandes beitrugen, versteht sich von selbst. Als Hölderlin schon nach zwei Monaten

wieder nach Hause zurückkehrt, stellen einige Bekannte wie Karl Gok «deutlichste Spuren seiner Geisteszerrüttung» fest. 1805 gibt der in den Dichter verliebte Isaak von Sinclair zu Protokoll, «dass Hölderlin schon seit drei Jahren an Wahnsinn leidet». Und Friedrich Wilhelm Schelling war entsetzt, als er den ehemaligen Schulfreund traf: «Es war ein trauriges Wiedersehen, denn ich überzeugte mich bald, dass dieses zart besaitete Instrument auf immer zerstört sei.»

Angesichts des zerrütteten Gesundheitszustandes zieht Hölderlin – wie dann 80 Jahre später sein Bewunderer Friedrich Nietzsche – nach Hause zu seiner Mutter. Von dort geht es weiter ins Autenriethsche Klinikum in Tübingen,

wo er von September 1806 bis Anfang Mai 1807 bleibt.

Die zweite Hälfte seines Lebens verbringt Friedrich Hölderlin mehrheitlich in einem Turm direkt am Ufer des Neckars. Der Tübinger Schreinermeister Ernst Zimmer, ein Verehrer seiner Dichtungen, beschloss bei einem Besuch in der psychiatrischen Klinik, den Schriftsteller bei sich aufzunehmen. «Hölderlin war und ist ein grosser Naturfreund und kann in seinem Zimmer das ganze Neckartal samt dem Steinlacher Tal übersehen.»

In seinen letzten 36 Jahren hat der Dichter wenig geschrieben, was von Bedeutung ist, darunter so ergreifende Worte wie: «Das Angenehme dieser Welt hab ich genossen, / Die Jugendstunden

sind, wie lang! wie lang! verflossen, / April und Mai und Julius sind ferne, / Ich bin nichts mehr, ich lebe nicht mehr gerne!» Und wenn die zahlreichen Gäste, die ihn besuchten, sich einige Zeilen von ihm wünschten, dann erfüllte er ihnen meistens den Wunsch.

Die Biografie von Safranski packt einen insbesondere dann, wenn das konkrete Leben dieses unglücklichen Dichters plastisch geschildert wird. Da bekommt der Leser einen Eindruck von dem entbehrensreichen Dasein, welches der Schriftsteller führte. Seine reiche Mutter hatte kein Verständnis für die Situation des Sohnes, weil er ihre Erwartungen nicht erfüllte: Pfarrer sollte er werden und nicht die brotlose Kunst des Dichters ausüben.

**Schwere Lyrik**

Weniger überzeugen diejenigen Passagen, in denen der Biograf die poetischen Werke Hölderlins zu interpretieren versucht. Im Unterschied zu seinen Arbeiten über Philosophen wie Martin Heidegger oder Arthur Schopenhauer tut sich Rüdiger Safranski mit Lyrik schwerer. Manchmal fühlt man sich an germanistische Vorlesungen erinnert: Die ausführlichen Zusammenfassungen und Deutungen von Gedichten unterbrechen den Lesefluss.

So bleibt ein halber Hölderlin: eine sehr anschaulich gemachte Lebenswelt, die im unbedingten Willen gipfelt, der spät geborene Dichter der griechischen Götter zu sein. Beeindruckend ist die Kompromisslosigkeit des Dichters, angesichts politischer und ökonomischer Unsicherheiten das Leben aufs Spiel zu setzen – zumal die Anerkennung durch eine breite Leserschaft ausblieb.

Hölderlin sah sich als Mann von «wächserner Weichheit», der «in gewissen Launen ob allem weinen kann». Wozu ihn diese Veranlagung in künstlerischer Hinsicht befähigte, das macht die Biografie genauso deutlich wie die Gefahren für die psychische Entwicklung.

Rüdiger Safranski: Hölderlin.

Komm! ins Offene, Freund! Carl Hanser-Verlag, München 2019. 335 S., ca. 42 Fr.

## Erleuchtung einer Strassenlaterne

**Literatur** Drei Frauen reden aneinander vorbei: Die Bernerin Désirée Scheidegger erzählt in «Gelafer» eine Geschichte darüber, wie fremd man sich bleibt.

«Ich bin Zoé. Ich habe es verkackt. Das ist alles.» Die 19-jährige Zoé kann nicht mehr. Sie fühlt sich fremd in der Hochhaussiedlung, in der sie lebt und die den Griff nach den Sternen verhindert. Sie verachtet ihre Mutter, die Opernsängerin Charlotte, die allen ein Theater vorführt, sich als unkomplizierte, lebensfrohe Frau präsentiert – und zu Hause nur selten ohne ein Gläschen Schnaps anzutreffen ist. Charlotte wiederum fühlt sich unverstanden, als die Tochter sie mit ihren Vorwürfen konfrontiert. Und dann ist da noch die Grossmutter oder «Grandmaman», die in Paris lebt, alles schon gesehen hat und findet, heute machten sich alle viel zu wichtig.

Diese drei Frauen stehen im Zentrum von Désirée Scheideggers schmalen Buch «Gelafer – Drei Generationen und ein Spielplatz». Die junge Berner Autorin lässt ihre Figuren sehr unterschiedlich sprechen. Zoé benutzt Internetsprache wie Hashtags, Trendausdrücke und lyrische Formen, die ihre Verlorenheit ausdrücken sollen. Charlotte verteidigt sich gegen einen inneren Ankläger, der ihr vorwirft, selber das Verhältnis zur Tochter zerstört zu haben. Und die Grossmutter redet mit ihrem verstorbenen Ehemann, wiederholt dabei immer ähnliche Geschichten, da ihr Gedächtnis nachlässt.

**Interpretation inklusive**

Am Anfang von «Gelafer» freilich erwartet man etwas Originelleres, denn im Prolog kommt eine Strassenlaterne zu Wort, die sich bemüht, die Menschen im Quartier zu verstehen – eine bestechende Idee. Die Grenze zwischen Mensch und Objekt wird überschritten; man hofft auf neue Einsichten über zwischenmenschliche Verhältnisse, wie sie der distanzierte Blick einer Strassenlaterne ermöglichen könnte. Die Autorin gibt dieses Konzept allerdings schnell auf und schreibt stattdessen einen Text, in dem konventionell versucht wird, die Innenwelt der Figuren darzustellen.

Wir stecken in den drei Kapiteln im Kopf der drei Frauen, und es ist durchaus interessant, jede Figur in der Innensicht der anderen gespiegelt zu sehen – und zu realisieren, wo Selbst- und Fremdbild weit auseinandergehen. Leider krankt «Gelafer» daran, dass die Interpretation des Texts immer gleich mitgeliefert wird. So darf etwa Charlotte in ihrem Kapitel darüber sinnieren, wie es kommt, «dass mein Ich so anders ist als das Du, welches sie», die Tochter Zoé, «mir zuschreibt». Da wünschte man sich feinere Töne oder gleich die ambitionierte, ironische Strassenlaterne als Erzählerin zurück. Im Epilog gibt dann ein ganzer Spielplatz Weisheiten zum Besten wie: «Die gegenseitige Ignoranz zieht sich durch die Generationen wie eine Linie.» «Gelafer» jedenfalls hätte es gutgetan, wenn solche Erleuchtungen der Leserin überlassen worden wären.

Joanna Nowotny

Désirée Scheidegger: «Gelafer». Knapp-Verlag, Olten 2019. 119 Seitenn 32.90 Fr.

## Das Gold der Inkas

**Comic** Die Graphic Novel «Der Schatz der Black Swan» erzählt von einem spektakulären Fund im Atlantik.

Vor genau einem Jahrzehnt war es der grösste Aufreger zwischen Madrid und London: der Streit um 17 Tonnen Gold und Silber, die das amerikanische Bergunternehmen Odyssey vom Grund des Atlantiks hochgeholt hatte. Auf mindestens eine halbe Milliarde Euro veranschlagten Experten den Wert des Schatzes. Nur: Wem sollte er gehören, den Briten, den Spaniern oder aber den Besitzern von Odyssey?

Gerichte sollten entscheiden, und die Streitparteien setzten alles ein, was sie hatten. Dabei wurde auch getrickt und gelogen, manipuliert und bestochen, eine Kriminalgeschichte, die Jahrhunderte nach dem Untergang des Schiffs mit der Millionenfracht heftige Emotionen auslöste.

Der spanische Comiczeichner Paco Roca und der schriftstellernde Diplomat Guillermo Corral haben daraus eine packende Graphic Novel gemacht. Der Titel «Der Schatz der Black Swan» ist bewusst irreführend. Ein



Hergé als Pate: Der Stil erinnert an «Tim und Struppi». Foto: Reproduktion

Schiff dieses Namens war an der Causa nicht beteiligt. Es handelt sich vielmehr um den Codenamen, den die professionellen Schatzsucher aus Florida ihrem im Geheimen vorangetriebenen Projekt gegeben haben.

Die Helden der Geschichte sind die Archivare, Diplomaten und Juristen. Schon das Umschlagbild zeigt, wer bei dem Band Pate standen hat: der Belgier Georges Prosper Remi, der unter dem Pseudonym Hergé die Abenteuer und so weltberühmt wurde. Roca verhehlt nicht, dass Hergé zu seinen Idolen gehört. Roca ist in Spanien eine Grösse. Ein internationales Echo fand sein Comic «Kopf in den Wolken» über einen an Alzheimer leidenden alten

Mann. Die Helden im neuen Comic sind keine Piraten, sondern detailversessene Archivare, pedantische Verwaltungsjuristen und dienstbeflissene Diplomaten. Ihre Gegenspieler sind die zwei halbseidenen, grosssprecherischen Eigner des Bergunternehmens, hinter denen millionenschwere Investoren und deren Advokaten stehen.

Den beiden Amerikanern stand modernstes Gerät zur Verfügung. Im Frühling 2007 gaben sie bekannt, dass sie einen Schatz gehoben hätten, der grösser sei als alles, was bislang an die Oberfläche geholt worden sei. Sie gaben nur die ungefähre Lage des Fundortes an: im Atlantik vor der Südküste Portugals. Doch mittlerweile war bekannt geworden, dass die

geborgene Ladung hauptsächlich aus spanischen Münzen bestand, die später in Lima geprägt worden waren, wohl aus Gold der Inkas. Diese Daten passten auf die spanische Fregatte Nuestra Señora de las Mercedes, die die Briten 1804 versenkt hatten.

Die spanischen Experten reichten schliesslich in den USA Klage ein. Die Richter entschieden zugunsten Madrids. Ihr Urteil wurde in den nächsten Distanzen bestätigt, die umstrittenen 17 Tonnen kamen schliesslich mit mehr als 200 Jahren Verspätung doch noch in Spanien an.

Paco Roca, Guillermo Corral: Der Schatz der Black Swan. Reproduktion, Berlin 2019, 216 Seiten, ca. 38 Franken.